

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Edle Frauen unserer Heimat

Dor, Franz

Karlsruhe, 1918

Sophie Schlosser. (Lautere Wahrheit)

[urn:nbn:de:bsz:31-112229](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-112229)



Sophie Schlosser

(Lautere Wahrheit)

Fährt man von Heidelberg ins liebliche Neckartal, so sieht man alsbald auf einer sanften Anhöhe ein ehemaliges Kloster, das berühmte Stift Neuburg. Es ruht auf wohllichem Hügel und hat ein gotisches Kirchlein mit pugigem Türmchen. Daran lehnt sich behäbig und breit das stattliche Herrschaftshaus, ein ehemaliges Klostergebäude, das, unter seine geschwollene, schwarze Dacheshaube geduckt, aus vielen blinkenden Fenstern ins romantische Tal hinauschauf. Am Stifte angelangt, tritt man durch die alten Umfassungsmauern des Klosters wie in ein Heiligtum. Inmitten des schönen Parkes mit seinen altherrwürdigen Bäumen und seinem heimeligen Geseu, seinen Springbrunnen und plätschernden Bächlein liegt das Wohngebäude. Ein wundersamer Friede umfängt den Fremdling, der hierher seine Schritte lenkt.

Im Jahre 1825 erwarb der Frankfurter Rat Johann Friederich Heinrich Schlosser, der Freund und Schwiegerneffe Goethes, diese Gebäulichkeiten. Sie waren seit 1709 im Besitze der Jesuiten gewesen. Friederich Schlosser lebte hier mit seiner Gemahlin Sophie du Fay in kinderloser, aber glücklicher Ehe. Von 1825 bis 1865 wurde Neuburg der Brennpunkt katholischen Lebens im südwestlichen Deutschland. Es verkehrten hier die Bischöfe von Speyer, Mainz und Straßburg, die führenden Männer in der

katholischen Bewegung. Man sah hier öfters einen Kreis hervorragender Persönlichkeiten, gleich unwandelbar am Christentum festhaltend, ja, in ihm lebend und webend und doch zugleich voll Sinn für Kunst und Wissenschaft und alles das in vollster geistiger Harmonie untereinander.

Ein Stern erster Größe war in diesem Kreise die hochgefeierte Frau Rat Schloffer. Sie gehört zu den ausgezeichnetsten Frauen ihrer Zeit, ja des ganzen 19. Jahrhunderts. Wenige Frauen haben in unserem Lande Baden einen so segensreichen Einfluß auf ihre Umgebung geübt wie Sophie Schloffer. Lebte sie auch nur in den Sommermonaten auf Stift Neuburg, so dürfen wir sie doch zu den unserigen zählen und ihr Lebensbild dieser Sammlung einfügen.

Sophie Schloffer du Fay war geboren den 23. Dezember 1786 zu Frankfurt am Main und stammte aus einer hochangesehenen, ursprünglich französischen Familie. In den strengsten sittlichen Anschauungen war sie erzogen, doch sie fühlte in dem reformierten Religionsbekenntnisse, dem sie durch Geburt und Taufe angehörte, keine Befriedigung. Im Hause ihrer Eltern, die zu Frankfurt im höchsten Ansehen standen, herrschte ein sittlich kräftiger Geist und eine ernste Kinderzucht. Mit großer Dankbarkeit erinnerte sich Sophie in den letzten Lebensjahren noch an die einfache, häusliche Weise, mit der ihre Mutter die Erziehung geleitet hatte. Sie erzählte manche köstliche Geschichte, wie das verständige und praktische Verfahren der Mutter ohne viele Worte ihr die kleinen Fehler, die ihr als Kind anhafteten, bei guter Gelegenheit ein für allemal ihr zu vermeiden und abzugewöhnen verstanden habe.

Am 23. Februar 1809 vermählte sich Sophie mit Friederich Schloffer. Derselbe war als Staatsgerichtsrat in Frankfurt angestellt.

Wer immer mit diesem seltenen Manne zusammen-
traf, war von seiner ganzen äußeren Erscheinung ent-
zückt. Sie gab das Wesen seiner Seele kund. Er war
von mittlerer Größe, von zarten, regelmäßigen
Formen. Das sanfte Leuchten seiner Augen ver-
kündete Treue, Wahrheit, Klugheit ohne Hehl und Um-
weg. Man fühlte alsbald: dieser Kopf ist ein Feind
alles Ungechlachten und Gewalttätigen. Seine Freunde
und Zeitgenossen rühmen an ihm einen frommen
Glauben, gewissenhafte Pflichttreue, Güte des Herzens,
edle Geistesbildung, gründliche Kenntnisse, aufopfernde
Nächstenliebe und vaterländischen Sinn.

Welches Glück und welche heilsame Schule mußte
das Leben an der Seite eines so vortrefflichen Gemahls
für die edle Gattin sein! Wenige Jahre nach der Ver-
mählung vollzog sich für dieses glückliche Ehepaar das
wichtigste Ereignis in seinem ganzen Leben. Beide
kehrten in den Schoß der katholischen Kirche zurück. Es
war im September 1814, als Schloffer in Begleitung
seiner Gemahlin nach *W i e n* reiste, um als Vertreter
der Stadt Frankfurt dem Kongreß anzuwohnen.
Während des Aufenthaltes in der Kaiserstadt an der
Donau machten sie die Bekanntschaft mit dem heiligen
Klemens Hofbauer und lernten durch ihn die katholische
Religion kennen und lieb gewinnen. Ueber die Zu-
sammenkunft mit diesem Apostel Wiens, wie man Hof-
bauer genannt hat, schrieb Sophie Schloffer später in
einem Briefe: „Mein seliger Gatte und ich hatten das
Glück, im Spätjahr 1815 den Pater kennen zu
lernen. Es war im Hause des Herrn von Pilat,
dessen Gemahlin, Frau Elise von Pilat, sowie deren
Schwester und Schwager auch dem Einflusse des seligen
Hofbauer wie wir das höchste Gut verdankten. Es ist
aber kaum möglich, den Eindruck, den dieser gottselige
Mann machte, zu schildern. Der Grundton seines

Lebens war Liebe zu Gott und der heiligen Kirche und das Verlangen, die Seelen zu Gott zu führen. Das sprach sich aus in seinem ganzen Wesen, in seinen Worten und Werken und in seinen Predigten, die schlicht und einfach waren wie seine Person und dennoch einen unwiderstehlichen Eindruck machten. Wenn er von der Herrlichkeit der katholischen Kirche sprach und hinzusetzte: „Nur die können sie erkennen, die darin stehen, die das Glück haben, ihre Glieder zu sein,“ da erfaßte die Sehnsucht, ein Kind der Kirche zu werden, das Herz, und so trat ich wirklich, ohne recht zu kennen, was sie mir bieten würde, in die Kirche ein. Ich fühlte klar, daß ich nur dadurch die Befriedigung finden würde, die der Calvinismus mir nie gegeben hatte. Pater Hofbauer behandelte uns, nachdem er uns das Glaubensbekenntnis abgenommen hatte, wie seine Kinder, und glücklichere Stunden habe ich nie gehabt, als wenn wir, wie es öfters nach der heiligen Messe geschah, bei ihm frühstückten. Ich danke daher immer dem lieben Gott für die Gnade, daß er uns in seine Nähe geführt hat.“

Am 21. Dezember 1814 legten Frau Schloffer und ihr Gemahl das katholische Glaubensbekenntnis ab. Auf Stift Neuburg wird heute noch eine außerordentlich wertvolle Brieffammlung gezeigt, die zur Genüge zeigt, welch zartes Band die beiden Konvertiten mit dem guten Pater Hofbauer verband. Vom ersten Augenblick des Uebertrittes fanden sich Staatsrat Schloffer und seine Frau in der katholischen Kirche so heimisch, als ob dieselbe ihnen nie fremd gewesen wäre. Beide erlangten für den Geist die Wahrheit, für das Herz den Trost, für ihr Leben die Sicherheit, welche sie gesucht hatten und freuten sich daran. Diese hehre religiöse Weihe, welche damit über ihr ganzes inneres Wesen kam, machte sie nur um so liebenswürdiger und

verehrungswerter. Die sonst in jeder Beziehung so glückliche Ehe blieb kinderlos und so hatten die beiden Ehegatten keine anderen Familienpflichten, als sich selbst gegenseitig zur höchsten Stufe eines wahrhaft gebildeten und vor allem eines christlichen Lebens emporzuleiten.

Im Sommer des Jahres 1823 unternahmen die Glücklichen zusammen eine Reise in die Schweiz, welche nahezu vier Monate dauerte. Sie besuchten den Bodensee, den Vierwaldstätter-, Thuner-, Bieler- und Genfersee und fuhren dann durch das Wallis und über den Simplon an den Lago maggiore und kamen bis hinab nach Mailand und Pavia.

Eine zweite Reise in die Schweiz machte das Ehepaar gleich im darauffolgenden Jahre. Sie verweilten dieses Mal längere Zeit in Appenzell und gingen dann über den Luzernersee nach Interlaken. Ueber beide Reisen führte Sophie Schloffer sehr ausführliche Tagebücher. Darin tritt ihre feine Beobachtungsgabe, ihre frische, kräftige, klare und bestimmte Darstellungsweise und ihre ruhige Sachlichkeit auf jeder neuen Wanderung immer wohlthuender hervor. Jeder Satz in diesen Aufzeichnungen ist ein Zeugnis für ihr offenes, wahres, lauterer und damals noch so ganz jugendfrisches Wesen.

Im Besitz des Stiftes Neuburg legte Rat Schloffer in den ausgedehnten Räumlichkeiten des Hauses eine reiche und gewählte Bibliothek an, die heute zum großen Teil noch daselbst bewundert werden kann. Außerdem sammelte der feinsinnige Hausherr vorzügliche Werke der Malerei und Kupferstecherkunst und stellte dieselben in einem geräumigen Saale in schönster Ordnung auf.

Der Chor der alten Stiftskirche wurde zu einer prächtigen, Andacht und Stimmung erweckenden Hauskapelle umgestaltet. An der vorderen, dem Rectar-

Beziehung so
in die beiden
ten, als sich
es wahrhaft
lichen Lebens

ernahmen die
Hilfswelt, welche
suchten den
Vieler- und
Hilfswelt, und über
kamen bis

te das Ehe-
verweilen
ingen dann
eber beide
stliche Tage-
gabe, ihre
ungsweise
n Wande-
g in diesen
es, wahres,
ches Wesen.
at Schlosser
Haujes eine
heute zum
erden kann.
ausherr vor-
erfächerkunst
en Saale in

ie zu einer
enden Haus-
dem Nektar-



Sophie Schlosser

late zu
wurde
hinteren
Der Un
Land b
Doch
auf läng
um Ste
23. Fe
und an
paar je
Der B
Berono
langter
Schloss
standen
frankt
mehren
pflug
benutz
Rom.
nicht
nie t
klar.
die
jeder
Ernt
für i
7. S
und
zurlic
dajell
I
dort
aber
do

tale zugewandten Seite des ausgedehnten Hauses wurde eine reizende Blumenterrasse und auf der hinteren Seite ein kühler, lauschiger Park angelegt. Der Umbau war das Werk des damals im ganzen Land berühmten Architekten Hübsch in Karlsruhe.

Doch wollten sich die beiden Gatten für jetzt noch auf längere Zeit von diesem schönen Wohnsitz trennen, um Italien und namentlich Rom zu besuchen. Am 23. Februar 1834 feierten sie ihre silberne Hochzeit und am 4. Oktober desselben Jahres trat das Jubelpaar seine Reise nach dem Lande voll Sonnenschein an. Der Weg führte über München nach Innsbruck, Verona, Venedig, Bologna. Am 28. November gelangten sie nach der Hauptstadt der Christenheit. Sophie Schloffer hatte die Reise mit kräftiger Gesundheit überstanden, aber ihr Gemahl war nicht unbedeutend erkrankt; er erholte sich nur ganz langsam, sodaß mehrere Wochen fast ausschließlich seiner Bepflegung opfern mußte. Desto fleißiger und freudiger benutzte sie aber nach seiner Genesung ihre Zeit in Rom. Ihr Tagebuch wächst rasch an; der Stoff ist fast nicht zu bewältigen, und doch bleibt nie eine Lücke, nie kommt sie in Hast, nie wird sie ungenau oder unklar. Mit einer wahren Meisterschaft beherrscht sie die mannigfaltigen und großartigen Eindrücke eines jeden Tages. Es ist eine Zeit fortwährenden Arbeitens, Erntens und Genießens für ihr reiches Gemüt und für ihren klaren Geist. Die Zeit vom 5. Mai bis zum 7. September 1835 verweilten die Reisenden in Neapel und Sorrent, kehrten aber dann wieder nach Rom zurück und brachten den Winter von 1835 auf 1836 daselbst zu.

In der ewigen Stadt standen beide Pilger mit den dort wohnenden deutschen Künstlern und Gelehrten, aber auch mit angesehenen Familien des römischen

Adels in lebhaftem Verkehr. Am 22. April 1836 verließen sie Rom und kehrten über die Schweiz an den Neckar zurück. Von jetzt ab brachten sie die gute und günstige Jahreszeit auf dem Stift Neuburg zu. Hier lebten beide Ehegatten in heiliger Begeisterung für Poesie und Wissenschaft. Künstler und Gelehrte, Zelebritäten der Kirche und des Staates fanden sich oft in dem gastlichen Hause ein. Für jeden tüchtigen Gelehrten, Dichter, Künstler fühlten die beiden Edelleute eine kindliche Verehrung. Und diese galt nicht der Person als solcher, sondern der höheren Weihe des innewohnenden Schöpfergeistes, der sich im Menschen auf die mannigfaltigste Weise offenbart. Hochherzige Gastfreundschaft stand auf Stift Neuburg in schönster Blüte. Aus dem nahen Heidelberg kamen fast täglich gegen Abend Besuche. Aber auch aus weiter Ferne trafen hochgestellte Personen aus ganz Deutschland auf kürzere oder längere Zeit hier ein. Der ehemalige Protestant und nachmalige Jesuitenpater L. von Hammerstein erzählt in seinen Erinnerungen u. a. folgendes: „Ein geselliger Kreis, wie der auf Stift Neuburg war mir durchaus neu. Hier fand ich einen ganzen Kreis hervorragender Persönlichkeiten. Die Religion beherrschte nicht bloß die Einzelnen, sondern auch das Ganze. Man war vielleicht im interessantesten Gespräche — da läutete es zum Ave Maria und alles schweigt und betet, augenscheinlich in aufrichtigster Andacht. Besonders zog es mich an, daß hier während der 1½ Jahre, welche ich in Heidelberg zubrachte, in meiner Gegenwart wenigstens, nie ein verletzendes Wort gegen den Protestantismus fiel, obgleich mein Freund und ich oft die einzigen Protestanten in der ganzen Gesellschaft waren und als ganz junge Menschen nicht eben viel Anspruch auf Berücksichtigung erheben konnten. Allerdings sprach man

sich tadelnd gegen den Unglauben aus, welcher vielfach von den Heidelberger Kathedern gelehrt wurde, aber den gläubigen Protestantismus, zu welchem ich mich bekannte, griff man nicht an.“

Von Frau Schloffer erzählt derselbe Schriftsteller: „Es lag etwas Ehrfurchtgebietendes, doch zugleich etwas Vertrauenerweckendes und Anziehendes in ihrem Wesen. Man fühlte, daß sie auf den verschiedensten geistigen Gebieten heimisch war. Die griechischen Klassiker, sagte man, habe sie in der Ursprache gelesen, aber nicht leicht ließ sie dergleichen nach außen hervortreten.“

Der Historienmaler Eduard von Steinle schildert diese machtvolle Persönlichkeit also: „Sie hatte in ihrer Art etwas ungemein Feierliches und zu hoch gehobener Stimmung Zwingendes — und doch dabei etwas derart Gewinnendes, daß man trotzdem — oder vielleicht wegen der — sie umgebenden Feierlichkeit sich zu ihr hingezogen fühlte. Sie war nicht schön; aber das Auge war so schön und sprechend, daß man in diesem mit scharfen Furchen durchzogenen Antlitz nichts anderes sah, als diese großen, grauen Augen, und durch sie in eine tiefe, von Güte und Liebe überquellende Seele. Ich werde nie den Augenblick vergessen, wie ich als junger Gymnasiast zur Abreise in die Fremde gerüstet, auf Wunsch der Frau Kat von ihr Abschied nahm. In ihrer, unempfindlichen Seelen wohl dozierend klingenden Art, machte sie mich, schwer mit Asthma kämpfend, so rührend und liebevoll auf die Gefahren der Welt und die Pflichten gegen Gott und das Elternhaus aufmerksam, daß ich ganz unfürlich vor ihr niederkniete und mir von ihrer weichen Hand den treufreundschaftlichen Segen auf das Haupt geben ließ. Sie übte durch ihre klare, starke Art einen förmlichen Zauber auf die aus, welche das Glück hatten,

mit ihr zu verkehren.“ (Historisch-politische Blätter, Jahrgang 1892, S. 752.)

Sehr oft sah das Stift Neuburg die in der Goethe-Literatur vielgenannte Marianne Willemmer als liebwerten Besuch in seinen Räumen. Ihre Begleiterin Emilie Kellner hat uns in ihren Aufzeichnungen ein kleines Bild von dem Leben und Treiben in diesem Musenheime gezeichnet: „Früh morgens sieben Uhr rief das Läuten der Glocke die anwesenden Katholiken in die heilige Messe, welche in der kleinen, reizenden Hauskapelle abgehalten wurde. Hohe Bogenfenster mit prachtvoller Glasmalerei gingen nach dem Parke, und wenn die Zweige der großen, alten Bäume säufelnd durch die geöffneten Fenster hereinwinkten, die gesiederten Bewohner derselben ihren Gesang in der Morgenstille ertönen ließen, störte dies durchaus nicht die Andacht der Versammelten.“

„Nach der Messe wurde zum Frühstück geläutet. Man kam in möglichst nettem Morgenneglige zum gemeinsamen Frühstück in dem einfachen Eßzimmer zusammen. Auf dem runden Tische lag eine rot und weiße Damastdecke, ein großes Brett mit blankem Messingkessel nebst Kaffeekanne und Tasse bezeichneten den Platz, den Frau Rat Schloffer einnahm, denn sie ließ sich ihr Recht als Hausfrau, den Kaffee selbst zu bereiten, nicht nehmen. Und wie vortrefflich verstand sie die Zubereitung desselben! Es war ein schönes Bild, die treffliche Frau bei dieser Beschäftigung zu sehen. Ich sehe sie vor mir im kleidsamen, einfachen Morgenüberrock, mit dem dickgarnierten Tüllhäubchen, welches ihr liebes, nettes Gesicht umrahmte, und wie sie behend und zierlich ihre Gäste selbst bediente, die Tassen voll des köstlichen Mokkas goß, dann die Brotsamen der Weißbrote zu kleinen Bröckchen zupfte für die vor den Fenstern schon unruhig herumfliegenden

Lauben, welche, an diesen Tribut gewöhnt, ungeduldig wider die Fenster flatterten . . .“

„Nach dem Frühstück nahm Frau Schloffer ihren Schlüffelkorb und verschwand, um das Räderwerk ihres Haushaltes in Bewegung zu setzen, — doch geschah dies stets unhörbar und man merkte niemals eine geräuschvolle Tätigkeit. Die Gäste des Stiftes gingen sämtlich ihre Wege ungestört, eines vom andern zogen sie sich entweder in ihre Gemächer zurück, begaben sich in den Garten oder in den nahen Wald. Zu Tisch rief die Glocke um zwei Uhr. Man versammelte sich meistens im Wohnzimmer und ging paarweise und in bester Toilette hinunter ins Eßzimmer. Der Kaffee wurde bei schönem Wetter in der Regel in der großen Laube auf der Terrasse eingenommen und nachmittags unternahm man gewöhnlich einen größeren Spaziergang in die wunderschöne Umgegend oder in den Wald.“

Eine so ausgedehnte, offene Gastlichkeit, wie die Familie Schloffer sie übte, die auch den nicht ausschloß, der keine Art von Annehmlichkeit in die Gesellschaft mitbringt, hatte ihre sehr lästige Seite und forderte schonende Langmut und große Geduld, doch die Herrschaften verloren sie nie. In den belehrenden und erbauenden Unterhaltungen kam die Sprache oft auf die Erinnerungen an die früheren Reisen im In- und Auslande. Seitdem Frau Rat Schloffer in Rom geweilt, hatte sich für ihr reiches Geistesleben gleichsam ein neuer Himmel ausgepannt, in den blickend sie stets zu einer gehobenen und freudigen Seelenstimmung kam. Mochte sie bei heiterer oder trüber Stimmung sein, wenn die Rede auf Rom kam, verzog sich alles andere, was ihr Inneres beherrschte, und sie kehrte mit der ihr eigentümlichen, feierlichen Freudigkeit zu der Erinnerung an die großartigen Eindrücke ihres römischen Aufenthaltes zurück.

Das harmonisch schöne und traute Familienleben der beiden Ehegatten wurde fast unerwartet rasch gänzlich zerstört, als der edle Rat Schloffer am 22. Januar 1851 von dieser Erde schied. Die trauernde Witwe schrieb über diesen größten Schmerzentag ihres Lebens in ihr Gedetnbuch die vielsagenden Worte: „An diesem Tage starb mein lieber Mann und mit ihm mein L e b e n s g l ü c k.“ Es war der herbste Schlag, der die Gattin treffen konnte. Doch sie trug den unerseßlichen Verlust mit jenem starken, opferwilligen Gefühle, wie es tieffrommen, christlich starken S e e l e n eigen ist. Wie sie die äußeren Zeichen der Witwentrauer bis an ihr eigenes Lebensende nicht mehr ablegte, so ging auch ihr ganzes Bestreben einzig dahin, das Andenken ihres Gemahls zu ehren und in allem, was sie tat, zu pflegen.

Nachdem der erste Schmerz über das Hinscheiden des Unvergeßlichen überwunden war, setzte Frau Schloffer, nun eine schon bejahrte Dame, ihre gewohnte Tätigkeit und das gesellige Leben, wenn auch in beschränktem Maße, fort. Stift Neuburg glich in den Sommermonaten einem geistigen Luftkurorte, wo sich die vornehme katholische Welt gern unter dem Dache des ehemaligen Nonnenklosters zusammenfand. War ja dasselbe durch die Werke der bedeutendsten Meister der wiedererwachten deutschen religiösen Kunst und eine wohlgelesene Bibliothek ausgeschmückt und bot es seinen Gästen eine Stätte geistiger Erholung und Stärkung, wie sie nicht wieder in deutschen Landen gefunden werden mag. Von Geistlichen sah man oft die Domkapitulare H e i n r i c h und M o u f a n g aus Mainz und namentlich J a n s s e n, den berühmten Geschichtschreiber aus Frankfurt, im Kreise von Gelehrten und Künstlern, die hier zusammentrafen. Aus dem nahen Heidelberg kamen fast täglich gegen Abend Besuche,

z. B. aus den Familien Zell, Rothhirt und anderen. Frau Schloffer empfing dieselben im Garten oder in ihrem gemüthlichen Salon. Selten war die edle Frau allein, denn seit dem Tode ihres Mannes hatte sie immer ein oder zwei junge Mädchen aus Freundeskreisen bei sich. So weilte die älteste Tochter des berühmten Malers Eduard von Steinle jahrelang bei ihr, bis sie dann bei den Schwestern vom heiligen Herzen Jesu den Schleier nahm und sich für immer dem Ordensstande widmete. Ihre Nachfolgerin auf dem Stifte wurde eine heitere Tyrolerin, Fräulein von Frik. Durch ihren hübschen Gesang bot sie der einsam gewordenen Frau Schloffer manche Aufheiterung und namentlich der Tischgesellschaft von liebwerten Gästen manche köstliche Unterhaltung. Die gefeierte Sängerin trat später bei der Kongregation vom armen Kinde Jesu ein. Eine weitere junge Gesellschaftsdame auf dem Stift war eine Fräulein von G o d i n, die später dem berühmten Komponisten G r e i t h die Hand zum Lebensbunde reichte. Auch Fräulein M a r i a Z e l l, die Tochter des Hofrath Zell, weilte oft mehrere Wochen bei der Witwe Schloffer. Die jungen Damen durften die Herrin des Hauses in der Regel auf ihren Spaziergängen in die wundervolle Umgebung begleiten. Die wohlthätige Dame hatte dabei die schöne Gewohnheit, ein Täschchen mit Geld mittragen zu lassen, um da und dort den Armen und Hilfsbedürftigen eine Gabe spenden zu können. Am herrlichsten waren die Spaziergänge durch den Wald, z. B. auf die sogenannte Engelswiese. Auf diesen einsamen Waldespfaden mußte im Frühjahr ein geeigneter Arbeiter Ausschritte aus den Bäumen und Gesträuchern machen, um auf diese Wiese einzelne Fernblicke auf die prachttvolle Gegend des Neckartales herzustellen. Mit den jungen Freundinnen hielt sich die hohe Frau auf dem Fuße

einer gegenseitigen Achtung, die eine allzugroße Intimität und Vertraulichkeit ausschließt. Sie war der Rührseligkeit abhold, wo immer sich dieselbe zeigte.

Eine besondere Vorliebe hatte die fromme Matrone für Arme. Darum übte sie besonders die Tugend der christlichen Wohltätigkeit. Kein Tag ging vorüber, an dem sie nicht ein Werk der Barmherzigkeit verrichtete. Sie tat dies in so reichlichem Maße, daß die Einkünfte ihres sehr bedeutenden Vermögens oft kaum ausreichten. Wenn sie auf dem Stifte wohnte, priesen sie alle in den umliegenden Orten des Neckartales als Mutter der Armen, und wenn sie dann wieder nach Frankfurt übersiedelte, ließ die Edelfrau auch dort einer Anzahl von Familien die reichlichste Unterstützung für den Winter überweisen. Dazu kamen dann noch einzelne größere Gaben, welche die unermüdlige Wohltäterin an besonders Bedrängte gelangen ließ, sowie das, was sie an Waisenhäuser spendete; darin hatte sie arme und verlassene Kinder auf ihre Kosten zur Erziehung untergebracht. Und was dieser ihrer Gutthätigkeit den schönsten Wert verlieh, war, daß sie dieselbe als eine religiöse Pflicht ansah, daß sie die Almosen aus Gehorsam gegen den Heiland spendete, der uns dies befahl, und daß sie dazu aus Liebe zu den Armen bewegt wurde, in denen sie ihre Nächsten und die Brüder ihres Heilandes erkannte.

Ihre Frömmigkeit war so in jeder Beziehung eine lebenskräftige. Wenn die Witwe morgens dem heiligen Messopfer beistand, war sie voll tiefer Andacht. Auch im Laufe des Tages hatte die fromme Dienerin Gottes jene heiligen Augenblicke, wo sie sich andächtig sammelte und betete. Fast immer war der Vorsatz zu irgend einem guten Werke die Frucht solcher kurzen Geistes-sammlungen.

An den Sonntagen fuhr die gewissenhafte Katholikin in der Regel mit ihren Freundinnen oder Gästen zum Gottesdienste nach dem nahen Ziegelhausen, wo in jenen Jahren der nachmalige Domdekan Weidum als Seelsorger wirkte.

Unter den zahlreichen Besuchen, die auf Stift Neuburg fast jede Woche eintrafen, sah man neben Weltgeistlichen aus Ordensleute. Von letzteren sei nur der gefeierte Kanzelredner P. Roh aus der Gesellschaft Jesu genannt. Wie gemütvoll und humoristisch konnte dieser vielgewanderte Missionar aus seinem reichen Leben erzählen!

Großes Interesse zeigte Frau Schloffer allzeit für katholische Literatur und Kunst. Bei jeder Gelegenheit suchte die hochherzige Förderin für gute katholische Schriftsteller und Künstler und deren Werke Freunde zu gewinnen. Ihre Tätigkeit in dieser Hinsicht war unermülich. Kein Wunder, daß Künstler und Gelehrte immer auf Stift Neuburg ein gastliches Heim fanden. Wie oft sah dieses Haus die damals hochgefeierten Künstler Steinle, Beitz, Schraudolph und Overbeck in seinen Mauern! Von Overbeck erwähnt eine ergraute Dame unseres Landes, die in ihrer Jugend oft Zeuge von diesen Zusammenkünften war: „Die Erscheinung dieses frommen Malers, sein durchgeistigtes, sanftes Wesen ist allen, die ihn einmal gesehen, unvergeßlich geblieben.“

Von unseren deutschen Schriftstellern kannte Frau Schloffer viele persönlich und über andere hatte sie von ihrem Gemahl und von ihren Bekannten so manche Schilderungen und Einzelheiten erfahren, daß sie da und dort Aufschluß geben konnte, wo man in keiner Literaturgeschichte irgend eine Andeutung fand. Durch alle diese Weltkenntnisse und Weltbildung machte sie ihren Gästen den Aufenthalt in ihrem trauten Heim

überaus genüßreich und belehrend. Niemand verließ daselbe, ohne geistig erfrischt und auf das vielseitigste angeregt zu sein.

Die großen politischen Fragen verfolgte die welt-erfahrene Frau mit steter Aufmerksamkeit. Als der Sturm der Revolution von 1848/49 an fast allen Thronen Europas rüttelte, verursachte es ihrem Herzen tiefen Kummer, daß das Ansehen der Fürsten immer mehr herabsank. Ihr war es noch voller Ernst mit der christlichen Anschauung, daß den Regenten nach göttlichem Gesetz und Recht eine höhere Macht und Autorität zukomme und daß sie deshalb auch eine größere Verantwortlichkeit vor Gott hätten.

Die Bedrängnisse der Kirche gingen ihrer Seele sehr nahe. Den aufregenden Streit zwischen Staat und Kirche, wie er sich von 1848—1860 in unserem Lande Baden abgespielt, verfolgte die belesene Frau mit banger Sorge. Es war ihr unbegreiflich, wie man die katholische Kirche anfeinden, ihre Wahrheit hassen, ihre Heiligkeit frech und ungeschweht lästern könne. Zeugnis von ihrer Liebe zur verfolgten Kirche geben die zahlreichen Briefe, die Frau Schloffer in jenen denkwürdigen Jahren an die Vorkämpfer für Wahrheit und Gerechtigkeit im katholischen Lager, z. B. an Hermann von Vicari, Freiherrn von Andlaw, Ritter von Buß und namentlich an Hofrat Karl Zell schrieb.

Um Staat und Kirche war die Witwe treu besorgt; lebendigen Anteil nahm sie an politischen und religiösen, wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen. Dennoch blieb sie ihrem Wesen nach eine mit den schönsten weiblichen Tugenden gezierte, einfache, christliche Hausfrau. Die Entscheidung in höheren und wichtigen Dingen überließ sie den führenden Männern, die sie hiezu befähigt glaubte. „Ich höre gern, was

weise
es mein
oberster
Ihre
Den sie
den be
blieb, ab
das, wa
Mensch
sich nich
sie nicht
und ech
sie stets
in den
Wunsch
zum A

Wie
heltiger
vereinig
Geg
edelte

weise Männer reden, daß ich verstehen kann, wie sie es meinen," war eines der Worte, das sie unter ihre obersten Lebensgrundsätze aufgenommen hatte.

Ihren Freunden war sie die edelste Freundin. Wen sie einmal ihrer Freundschaft wert erfunden hatte, dem bewahrte sie dieselbe unveränderlich, solange er blieb, als was sie ihn einmal erkannt hatte. Doch nur das, was einen unvergänglichen und ewigen Wert im Menschen hatte, schätzte sie. Eine Freundschaft, welche sich nicht auf Hochschätzung gegründet hätte, gab es für sie nicht. Allen Freunden brachte die Edle eine wahre und echte Herzlichkeit entgegen, trotz aller Hoheit, die sie stets umgab. Die Freundschaft mit ihnen sollte bis in den Himmel fort dauern. Wunderschön kommt dieser Wunsch der guten Frau in einem ihrer netten Gedichte zum Ausdruck:

„Seh' ich all die seligen Geister
Kniend vor der Gottheit Thron,
Preisend ihren Herrn und Meister,
Der sie rief zu ew'gem Lohn:

Flehend möcht' ich alle bitten,
Denket mein bei unserm Herrn,
Auch ihr habet einst gestritten,
Auch ihr waret einst ihm fern.

Bittet, daß er sich erbarme
Seiner Magd; die treu ihm schwöret,
Daß er öffne seine Arme,
Gnädig mein Gebet erhöret.

Ah und bittet den Dreieinen,
Welcher nimmt und wieder gibt,
Daß er möge dort vereinen,
Die sich hier so treu geliebt.“

Wie einfach und wie innig ist diese Bitte an die Heiligen, um mit ihren Freunden im Himmel wieder vereinigt zu werden!

Gegen alle Menschen hegte die Heimgegangene das edelste Wohlwollen. Es gehörte zu den schönsten

Borzügen ihres Herzens, daß sie üble Nachreden, Verleumdungen und harte Beurteilungen fremder Fehler in ihrer Gesellschaft durchaus nicht duldete. Wenn Frau Schloffer an einem Menschen etwas auszusetzen hatte, so sagte sie es ihm selbst, und sie wünschte, daß es andere auch so machen oder über ihren Mitmenschen schweigen sollten. Damit lernen wir nun Frau Schloffer auch in ihrem inneren Wesen kennen und schätzen. Um den Goldgrund ihres Seelenlebens näher betrachten zu können, wollen wir ihre eigenen Aufzeichnungen hören, die uns die ganze Lauterkeit ihres Herzens schauen lassen. Sie schreibt: „Was mir von jeher in der Welt und unter den Menschen, die mich umgaben, am störendsten auffiel, war ein Mangel an innerer Ruhe und Freudigkeit, der sie für jeden wahren Genuß unfähig machte. An äußeren Dingen lag dies nicht, denn sie hatten ja äußerer Güter die Fülle und waren selten in der Lage, sich einen Wunsch versagen zu müssen. Dadurch wurde es mir frühzeitig klar, daß nicht von außen her der Friede kommen könne, der mir als das höchste Gut vor-schwebte. Wo ich diesen Frieden aber suchen und was ich tun sollte, um ihn zu erwerben, das wußte ich nicht, und unter allen denen, die meine Jugend führten, war niemand, der mich darüber hätte bedeuten können. — Das, was ich späterhin in meiner Erziehung als das Fehlerhafte erkannte, war, daß man unterlassen hatte, meinen Gedanken eine feste Richtung zu geben, die ich bei allen Verwirrungen und Zerstreuungen des äußeren und inneren Lebens fest hätte im Auge behalten können, auch daß man mich nicht frühzeitig gelehrt hatte, mir selbst Rechenschaft zu geben von dem, was sich in meinem Innern zutrug. Noch jetzt habe ich diesen Mangel oft schmerzlich zu beklagen, indem ich ihm beimeffen muß, daß es mir so schwer

fällt, meine Seele zu sammeln und festzuhalten. Nur gar zu oft, indem ich mich mit den mir wichtigsten Gegenständen beschäftige, fühle ich mich zerstreut und finde meine Gedanken haften an eiteln und nichtigen Dingen, von deren Unwert ich doch so lebhaft durchdrungen bin.“

„Das, was man gewöhnlich in der Welt Tugend nennt, konnte mir niemals als solche erscheinen; auch konnte mir deswegen nie einfallen, mich selbst für tugendhaft zu halten, weil ich nicht in Fehler verfiel, die ich von anderen begehen sah. Dasjenige Böse unterlassen, zu dem keine innere Neigung uns treibt, kann doch nicht für verdienstlich gehalten werden. Negative Tugend scheint mir nur die, wo Neigung, Leidenschaft, Versuchung von außen oder von unserem eigenen Herzen zu überwinden sind. Höre ich nun Menschen im Gefühle ihrer eigenen Gerechtigkeit den Stab über andere brechen, so muß ich immer im Stillen beten: „Vater, führe mich nicht in Versuchung“! Was die Tugend betrifft, die sich durch Handlungen ausspricht, so achte ich immer darauf, wenn ich sie üben sehe, welchen Einfluß sie auf das Gemüt des Ausübenden hat. Gewinnt er dadurch nicht an Milde, Liebe, Ruhe und Freudigkeit, so kann ich mir auch nicht einreden, daß solche Handlungen tugendhaft sind, wenigstens in dem echt christlichen Sinne, wie er mir vorschwebt, sind sie nicht. Auch weiß ich sehr wenige oder gar keine Handlungen meines Lebens, die ich mir als tugendhaft anrechnen möchte.“

„Ich bin vielleicht zu nachsichtig gegen die bereits begangenen Fehler anderer, denn ich kann mich nicht überreden, daß ein Mensch schlechter ist, weil er einmal von dem rechten Weg gewichen ist. Je härter mir die Urteile sind, die ich über einen solchen fällen höre, desto mehr nimmt mein Wunsch zu, ihn zu entschuldigen.“

Betrachte ich die Schwäche unserer eigenen Natur, und wie leicht ist es ungerecht zu sein, und wie unwohlthätig zugleich für uns selbst, eine übertriebene Härte des Gemütes ist, so scheint es mir sehr heilsam, sich die größte Milde im Urtheil über andere und die strengste Wachsamkeit über uns selbst zur Gewohnheit zu machen.“

„Vielleicht ist es gut für mich, daß nicht viele Sorgfalt auf meine Geistesbildung ist verwendet worden; meine Art zu sein und zu betrachten hätte leicht eine verkehrte Wendung nehmen können, da die Atmosphäre, in der ich lebte, immer großen Einfluß auf mich gehabt hat. Von der anderen Seite freilich fühle ich dadurch einen schmerzlichen Mangel, der Geist verlangt nach Beschäftigung; wird ihm nun nicht Höheres gereicht, so bewegt er sich im niedrigen Kreise, und dies ist weder gut, noch wird einem wohl dabei. Eine unverstandene und unbefriedigte Sehnsucht bleibt immer noch im Herzen. Darum ergriff ich immer begierig alles Neue, was sich mir darbot und den gewöhnlichen Gang meines Lebens unterbrach, und achtete immer vorzüglich auf die Menschen, in denen ich etwas Ungewöhnliches zu bemerken glaubte. Wie leicht hätte mir diese Neigung verderblich werden können! Späterhin wurde alles dies ruhiger und gemessener in mir, es wurde mir leichter, das wahrhaft Edle von dem bloß Ungewöhnlichen zu unterscheiden. Mein Bedürfnis, mit edlen und trefflichen Menschen umzugehen, nahm zu und wird immer in dem Grade zunehmen, als mir die Bedürfnisse meines Verstandes deutlicher werden.“

„Ich weiß, daß ich nicht viel aus mir erzeugen kann, ich habe dazu weder die Fähigkeit, noch den Scharfsinn, und ich bin auch leider viel zu wenig im eigentlichen Nachdenken geübt; aber leichter wird es

mir, das anerkannte Gute in anderen, ihre Betrachtungsweise anzueignen."

"Ich habe mich öfters gefragt, ob ich mehr Geistes- oder mehr Herzensbedürfnisse habe, und wußte mir nie eine befriedigende Antwort darauf zu geben, auch weiß ich nicht, in wiefern sich dies scheiden läßt; das weiß ich klar, daß ich immer eine große Sehnsucht nach Andacht, nach dem eigentlichen Gottesfrieden hatte, daß keine Gespräche mich so fesseln konnten, als die sich mit göttlichen Dingen beschäftigen und darauf hinwiesen. Ich erinnere mich gar wohl, daß ich schon als Kind diese Neigung hatte; da ich erwachsener wurde, schlief sie ein, weil sie durchaus keine Nahrung von außen erhielt, der äußere Gottesdienst, zu dem ich gehörte, war d e r A r t, daß er mir durchaus keine Befriedigung gewährte, und so kam es, daß ich nicht sowohl gleichgültig gegen die Religion wurde, als vielmehr mich aller Beschäftigung damit enthielt, weil mir nichts Festes gegeben war, woran ich mich hätte halten können. Daß späterhin dieser Trieb aufs neue in mir erwachte, war eine Folge meiner Umgebung, der bewegten Zeit, wodurch die Unzuverlässigkeit alles Äußerer mir offener und die Notwendigkeit einer festen inneren Richtung mir gewisser wurde."

"Zu grübelndem Forschen und Untersuchen war ich nicht geneigt und viel Widerstrebendes liegt nicht in meinem Gemüt, und so konnte die Stimme leicht Eingang bei mir finden, die mir aus meinem Innern zurief: halte dich fest an das gegebene Wort und unterwirf dich in Demut dem Glauben. Wo dieses Feste, Gegebene zu finden sei, darüber konnte kein Zweifel in mir walten. Hierzu gesellte sich ein gesteigertes höheres Verlangen nach einer für den menschlichen Verstand unerreichbaren Vereinigung mit der Gottheit, nach einem Ausruhen in ihr, das ich durch mich

selbst nicht zu stillen wußte. Aus der Mutterkirche schien mir die Befriedigung dieser Sehnsucht zu winken und täglich steigerte sich in mir der Wunsch, ein Glied derselben zu werden. Unrecht konnte es von mir nicht sein, und auch kein Irrtum, und darum schwankte ich auch nicht lange, mich in ihre Arme zu werfen. Nicht als hätte ich törichterweise gehofft, daß nun plötzlich durch diesen Schritt jeder Streit in mir geschlichtet und alles Ersehnte mir gefunden sein würde. Das aber hoffte ich, daß ich dadurch meinem Streben ein Ziel finden, daß mir die eigentliche Quelle offenbar werden würde, wo ich die wahrhafte Ruhe und Freudigkeit des Herzens, nach der ich dürstete, finden könnte.“

„Mir aufs neue alle Empfindungen zu vergegenwärtigen, die mich damals bewegten, ist mir in diesem Augenblick unmöglich; sie waren mächtig genug, um mich zu dem Entschlusse zu bringen und machten allen Widerstand von meiner Seite unmöglich.“

In so schönen Worten, in so lauterer Weise, mit solcher Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit spricht sich Sophie Schloffer über ihr Inneres aus. Wenn wir gar nicht auf das sehen, was sie in diesem Seelenbekenntnis über sich gesagt hat, wenn wir nur darauf sehen, wie sie es gesagt hat, so muß uns ein Gefühl von Ehrfurcht vor der Frau überkommen, welche so streng wahr sich selbst gegenüber bleibt, daß in ihrem Urtheile über ihr eigenes Wesen keine Spur und kein Schein von Selbstliebe und Eitelkeit zu erkennen ist. Aber so war sie nicht etwa bloß dann, wenn sie sich, wie hier in ihrem Selbstbekenntnisse, gleichsam vorsätzlich verpflichtete, unbedingt wahr zu sein, sie war es immer, sowohl gegen sich, als gegen andere. Sie konnte es nicht ertragen, daß man eine höhere Meinung von ihrer Geistesbildung oder von ihrer Frömmigkeit hegte, als derselben gebührte, und

wies jede derartige Ueberschätzung immer entschieden zurück, obgleich sie die Hochachtung der Menschen und besonders ihrer Freunde sich stets in allem zu sichern und zu erhalten bemüht war. Sie wollte aber nicht höher gestellt sein, als sie es verdiente, weil sie es eben nicht dulden konnte, daß man eine unwahre Vorstellung von ihr hätte. Eine Unwahrheit zu sagen, auch in ganz gleichgültigen Dingen, wäre ihr geradezu eine Unmöglichkeit gewesen. Niemand von allen, die sie kannten, sah sie je in ihren Worten auch nur um eine Linie von der strengsten Wahrheit abweichen. Ganz so war sie auch in ihrem Tun und Lassen. Nie tat sie etwas, womit es ihr nicht voller Ernst gewesen, wovon sie nicht innerlich überzeugt gewesen wäre. Aus dem, was sie tat, war es denen, die sie kannten, immer sofort klar, was sie über die betreffende Sache dachte. Ihr Aeußeres war der unverfälschte Spiegel ihres Innern. Sie ertrug es darum auch durchaus nicht, daß in ihrer Nähe und soweit ihr Einfluß und ihr Ansehen reichte, irgend eine Unwahrheit oder Uebertreibung zum Vorschein kam. Augenblicklich erhob sie sich dagegen mit einem Eifer, der manchmal an Aufregung und fast an Heftigkeit grenzte. Ihre Freunde erlebten es nicht selten, daß sie in der Gesellschaft ein unwahres Benehmen oder Reden aufs schärfste zurechtwies. Mochte der Betreffende eine noch so hohe Stellung einnehmen, sie scheute sich nicht vor ihm. „Wir selbst haben es,“ so erzählt ein Freund, „einmal erlebt, daß sie in sehr zahlreicher Gesellschaft einen Herrn aus dem höchsten Adel, weil er nicht bei der Wahrheit blieb, in so kräftigen Worten beschämte, daß er seine Aeußerung sofort zurücknahm.“

Wie alles Unwahre, so war ihr auch alles Unnatürliche, Affektierte und Uebertriebene in tiefster Seele zuwider, und es gehörte zu ihren schwersten

Geduldsproben, wenn sie etwas dergleichen längere Zeit ansehen oder anhören mußte. Ebenso sehr widersprach ihrem Wesen Weichlichkeit und Ziererei. Sie hielt in ihrem Gesellschaftskreise streng auf die Formen und Regeln des feineren Umganges, aber alles Uebertriebene schloß sie aus. Die Formen sollten Wahrheit sein, sie sollten die unter den Gesellschaftsmitgliedern bestehende, gegenseitige Achtung bezeugen, aber durchaus nicht als bloße leere Zeremonie zur Geltung kommen.

Frau Schlosser erfreute sich in den Jahren ihres Witwenstandes einer vorzüglichen Gesundheit. Nie hörte man eine Klage von ihr. Ihr Geist blieb klar und ihr Gemüt frisch bis an ihr Ende. Man konnte fast keine Veränderung an ihr wahrnehmen. Nur wurde ihr Inneres noch gemütreicher und ihre Frömmigkeit noch kindlicher. Und wie das Licht der Sonne am Abend milder wird, so wurde auch sie am Schlusse ihres Lebens von Jahr zu Jahr milder. Sie ertrug auch jene Menschen, welche ihrem Wesen sehr zuwider waren, mit dem ihrem Herzen so reichlich innewohnenden Wohlwollen. Die an ihr manchmal wahrnehmbare Erregbarkeit verschwand fast ganz. So hatte sie, auf der Höhe ihres Lebens angelangt, auch die vollkommenste Herrschaft ihres Herzens erreicht.

Im Winter 1864—65 litt die Greisin an Atemungsbeschwerden. Die Schmerzen, welche sie ertrug, waren ihr stilles Opfer, das sie täglich auf den Altar Gottes legte, von dem sie nicht durch ungeduldigen Klagen wieder den besten Teil zurücknehmen wollte. Als zuletzt ihr Leiden manchmal so heftig wurde, daß ihre treue Dienerin darüber jammern wollte, verwies sie ihr die Klagen mit den ruhigen Worten: „Ich habe so lange gelebt und war in meinem Leben so wenig

krank, daß es eine Undankbarkeit gegen Gott wäre, wollte ich die Schmerzen, die er mir jetzt im hohen Alter sendet, nicht ruhig und ergeben hinnehmen."

Am 20. Mai 1865 langte Frau Schloffer zum letzten Sommeraufenthalt auf Stift Neuburg an. Die kränkliche Witwe war von der Reise von Frankfurt bis Heidelberg sehr erschöpft, so daß sie leidender aus-
sah, als vor der Abreise. Rasch trat eine Verschlimme-
rung ein. Die Nacht vom 23. auf den 24. Mai war eine sehr schwere für die Kranke. Fortwährend kämpfte sie um Atem, so daß die Dulderin vor Erschöpfung fast alles Bewußtsein verlor. Am Morgen des 24. Mai sagte die Leidende zu ihrem Arzte mit überraschend kräftiger Stimme, sie fühle sich wohler als seit langer Zeit. Es war die Aufregung des bereits eingetretenen Todeskampfes und der Scheidung ihrer großen Seele von dem hinfälligen Körper. Bald nach jenen Worten schlummerte die Sterbende ermüdet ein, und ihr Schlummer ging nach kaum einer Stunde in den Todesschlaf über. So sanft und ruhig ging ihr herrliches Leben zu Ende, daß kaum ihre Wärterin den Eintritt des Todes merkte. Ihre Leiche wurde nach Frankfurt überbracht und dort an der Seite ihres Gemahls beigesetzt. Als der Trauerzug von dem grünen Stiflhügel herabkam und sich längs dem Ufer des Neckars gegen Heidelberg hin bewegte, da schloß sich eine zahlreiche Menschenmenge leidtragender Land-
leute aus den umliegenden Dörfern an, welche „der guten Frau Rat“, die ihnen so oft Hilfe und Trost gespendet hatte, das letzte Geleit geben wollte. Es war, als ob die gemeinsame Mutter des Tales be-
graben würde.

Den vielen Freunden und Freundinnen schien der Tod der Verbliebenen fast unglaublich. Hofrat Karl Zell, der langjährige Berater und Freund der Heim-

gegangen, hatte fünf Jahre vor ihrem Hinscheiden ihr fein sinniges, liebliches Büchlein: „*Lioba und die frommen angelsächsischen Frauen*“ gewidmet. Als den greisen Gelehrten die Trauerkunde vom Heimgang der edlen Frau erreichte, schrieb er einen Nachruf in den „*Badischen Beobachter*“ (26. Mai 1865). Am Schlusse faßte er das ganze Leben in die schönen Worte zusammen: „*Frau Sophie Schloffer war eine durch Verstand, Charakter, ausgebreitete Kenntnisse in der schönen Literatur, Kunstgeschichte und in neueren Sprachen, durch eine ebenso echte als feine gesellschaftliche Bildung und durch die menschenfreundlichste, freigebigste Wohltätigkeit ausgezeichnete Frau. Sie war, kann man ohne Uebertreibung sagen, das Muster einer christlichen, einer deutschen Frau.*“

Ein poetisches Denkmal hat der unvergeßlichen Freundin Domkapitular Wilhelm Molitor, der geistvolle Lyriker und Dramatiker, in seinem Drama: „*Die Freigelassene des Nero*“ gesetzt:

„Du fandst den rechten Weg in ernsten Stunden
Und frei und groß zogst du in seinem Lichte,
Dich fesselte das Echte und das Schlichte;
Was du gewesen, warst du unumwunden.

Und lebstest du dem Wahren: tief empfunden
Gast du, wozu das Schöne uns verpflichte.
So, mit sich selber streng stets in Gerichte,
Blieb jung der Greisin Herz, an Gott gebunden.

Drum warst du auch so huldvoll meinem Schaffen,
Deine, meine Heldin führt ja deine Waffen.
Wie du, hat sie die Welt und sich bezwungen.

Jetzt sagst du mir nicht mehr, ob es gelungen,
Was dir ich weihte! Schmerzlich liegt die Gabe
Des treuesten Dankes auf dem frischem Grabe.“

Eine Stimme aus dem Volke des Neckartales faßte den wehmuthsvollen Schmerz, der alle Bewohner im

Umfreis von Neuburg bei der Todesnachricht von Frau Schloffer erfüllte, in die schönen Verse zusammen, die wir als Nachruf hier anfügen:

Der schöne Mai mit seinen vielen Freuden,
Er lockte dich heraus in die freie reine Luft,
Du woll'st den Schmerz vergessen und die Leiden
Und dich erquicken an der Blümlein labendem Duft.
Doch solltest du den Reiz nicht mehr genießen,
Der dir alljährlich hat so wohl getan,
Du solltest nicht mehr sehen das Wächlein fließen,
Ein bleicher Geist nahm dich von deiner Bahn.

Er trug hinweg dich aus den irdischen Räumen
Hin in ein schöneres glücklicheres Maienland,
Das du stets hold gesehen in deinen Träumen
Und wohin oft du fromme Blicke hast gesandt.
Dort wirst beginnen du ein neues Leben
Und ernten, was du hier hast ausgesät;
Dort wirst du ruhen — erfüllet ist dein Streben —
Wo Gottes hehren Geist dich mild umweht.

Schon hatte sich das Leben dir erschlossen,
Ein Gott geweihtes Dasein hatte dich umfaßt,
Die Huld und die Verehrung dich umflossen,
Bis dich der Tod mit seiner bleichen Hand gefaßt.
Der Schätze viel hat dir das Glück gegeben,
Doch nützlich hast du dir sie stets gemacht,
Hast aufgerichtet auch manch mattes Leben,
Gedenket nur, was andere glücklich macht.

Du brachtest Glück in manche arme Hütte,
Wo sich für deine Güte und Milde Labe bot;
Denn nicht vergebens war der Armen Bitte
Zu deinem Herzen stets um Kleidung und um Brot.
Sie werden dein Erbarmen dir gedenken
Und dich bewahren stets in ihrem Herz,
Und Liebe weihen deinem Angedenken,
Für dich Gebete senden himmelwärts.

Wo für der Jugend Wohl ist Sorg' erstanden,
Wo man für Waisen Obdach und auf Hilfe sann,
Warst du mit Wort und Tat vorangestanden,
Und hast manch gutes Werk im Stillen noch getan.

So warst du Helferin und hast beglückt,
Und rings gesendet süßen Friedensduft
Bis du von dieser Erde bist entrückt, —
Drum ruhe sanft dafür in deiner Gruft.

Ziegelhausen, den 27. Mai 1865.

Wilhelm Dumont.

Heidelberger Zeitung Nr. 124 vom 28. Mai 1865.

(Quellen: Historisch-politische Blätter, Jahrgang 1865,
Mitteilungen ehemaliger Freundinnen.)



E^s g
lich
son
Säbden,
in den g
und sch
in jeine
Seite
müder
den u
Gerad
Jünge
das h
Schme
Zu
munter
hier das
heimatli
es ist
Herde
Buchhän